

(Nachdruck verboten.)

321

## Esther Waters.

Roman von George Moore.

Mrs. Spires hatte eben, während sie sprach, etwas Milch in die Babyflasche gegossen und nahm nun einen Krug kalten Wassers zur Hand.

„Aber das ist ja kaltes Wasser!“ rief Esther, die plötzlich aus ihrer halben Betäubung erwachte, „da muß ja das Kind Leibschmerzen von bekommen.“

„Ich hab' jetzt kein warmes Wasser bereit, ich werde die Flasche etwas vors Feuer stellen, das wird ebenso gut sein.“

Mrs. Spires beobachtete Esther scharf von der Seite, während sie die Flasche einen Augenblick vor das Feuer hielt; dann gab sie sie dem Kind, welches gierig daran zu saugen begann. Bald darauf ertönte aus der Wiege her ein Schmerzensschrei.

„Das arme Liebchen war nie sehr kräftig; ich wäre wahrhaftig nicht erstaunt, wenn es stirbe; vielleicht noch vor morgen früh. Es sieht so schwächlich aus. Man muß wahrhaftig Mitleid mit den armen Dingern haben, obwohl es ja hier auf der Erde keinen Platz für sie giebt. Armes, kleines Engeldchen, und noch nicht 'mal getauft.“

„Ist das Kind nicht getauft?“

„Na, wer soll denn wohl solche Kinder taufen?“

„Jeder kann es taufen; ich will es gleich taufen; haben Sie etwas Wasser da?“

Mrs. Spires goß Wasser in eine Schüssel.

„Aber,“ sagte Esther, „das ist ja kaltes Wasser; das wird das Kind töten.“

„Na, dann wird's eben nicht getauft werden; ich habe kein heißes Wasser bereit,“ erwiderte Mrs. Spires ärgerlich.

Esther nahm die Schüssel, tauchte ihre Hand hinein und besprengte das Kind mit Wasser, während sie sagte:

„Ich taufe dich, Esther, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“

„Na, für so 'ne Taufe geb' ich auch nicht viel,“ sagte Mrs. Spires achselzuckend, und fuhr fort, das Abendbrot für ihren Mann zu bereiten. Mehrmals sah sie Esther an, als ob sie sprechen wollte, und mehrmals hielt sie sich dann wieder zurück. Sie wußte wirklich noch nicht recht, wie sie Esther zu nehmen hatte. Liebt sie ihr Kind wirklich so sehr, daß sie alles Elend für dasselbe auf ihre Schultern nehmen wollte? Oder war es nur die bekannte vorübergehende Liebe der jungen Mutter, die, so heiß sie auch im Anfange ist, unter Elend und Kummer schließlich dahinschmilzt? Mrs. Spires hatte schon viele junge Mütter so reden hören, wie Esther sprach; die aber dann alle später, wenn die Schwierigkeiten des Lebens an sie herantraten, der Versuchung nicht widerstehen konnten, sich, wenn möglich, ihrer Bürde zu entlasten. So konnte Mrs. Spires auch in Esthers Fall nichts anderes glauben, als was sie von den übrigen wußte, und nahm als selbstverständlich an, daß sie unter richtiger Behandlung auch das Gleiche thun würde, wie die andern alle. Trotzdem lag in Esthers Augen etwas, was Mrs. Spires noch davon zurückhielt, ihr einen direkten Vorschlag zu machen. Aber es wäre doch schade gewesen, sich das Mädchen entgehen zu lassen. Fünf Pfund fand man nicht alle Tage auf der Straße. In den Wiegen hier lagen augenblicklich drei Fünfpfundnoten, und wenn Esther vernünftig wäre, würden es zwanzig Pfund werden, und man brauchte das Geld sehr nötig.

Die Eier nach Geld verließ plötzlich Mrs. Spires' Zunge eine fabelhafte Gelentigkeit. Sie sprach von der Mutter des sterbenden Kindes und stellte sich noch gewissermaßen als einen Schutzengel der Kleinen dar, denn was hätte wohl das arme Mädchen mit ihren fünf Kindern anfangen sollen, wären sie nicht gestorben?

„Und alle fünf sind gestorben?“ fragte Esther.

„Ja, und das war das Beste, was sie thun konnten,“ sagte Mrs. Spires grob, die in diesem Augenblick ihre gewöhnliche Diskretion außer acht ließ. Was dachte sich denn eigentlich dieses Bettelmädchen? Wollte sie sie etwa ärgern oder beschämen? Da wollte sie ihr schon zeigen, daß das hier nicht angebracht sei.

Als Mrs. Spires gerade mit einer Ianaen-Tirade los-

legen wollte, bemerkte sie, daß Esther weinte. Thränen erschienen Mrs. Spires stets als ein gutes Zeichen für ihre Pläne, und sie entschloß sich daher, Esther noch eine Chance zu geben.

„Warum weinen Sie denn?“ fragte sie.

„D,“ sagte Esther, „ich weiß nicht einmal, wo ich heute nacht schlafen soll! Ich habe nur noch drei Pence in der Tasche und nicht einen Freund in der ganzen Welt.“

„Nun hören Sie mal zu; wenn Sie vernünftig sein wollen, will ich Ihnen was sagen. Sie müssen mich ja nicht als Ihre Feindin betrachten; ich bin schon manchem armen Mädchen, wie Sie, 'ne Freundin gewesen. Und das will ich auch Ihnen sein, wenn Sie vernünftig sind; ich will für Sie dasselbe thun, was ich für das andre Mädchen thue; geben Sie mir dafür nur fünf Pfund —“

„Fünf Pfund? Aber ich habe ja nur ein paar Pence.“

„Hören Sie mich doch zu Ende; gehen Sie auf Ihre Stelle zurück, die werden Sie schon gern zurücknehmen, denn Sie passen für das Kind, und nach was weiterem fragen sie dann nicht. Bitten Sie sie um einen Vorschuß von fünf Pfund — die wird man Ihnen schon geben, wenn sie hören, daß Sie's haben wollen, um Ihr Kind loszuwerden. — Das können die alle nicht mit ansehen, daß ihre Ammen nach ihren eignen Kindern was fragen. Meistens fragen sie erst, ob das Kind auch nur ja schon tot ist, bevor sie 'ne Amme engagieren — also können Sie's mir glauben, die werden Ihnen schon das Geld geben, wenn Sie ihnen sagen, daß Sie es brauchen, weil Sie jemand gefunden haben, der Ihr Kind adoptieren will. Das müssen Sie nämlich sagen.“

„Also für fünf Pfund wollen Sie mich für immer von meinem Kinde befreien?“

„Zawohl; und wenn Sie noch mal als Amme gehen wollen, werde ich es mit dem zweiten für denselben Preis machen.“

„Sie böses, gottloses Frauenzimmer! O, das ist ja schrecklich!“

„Na, na! Was fällt Ihnen denn ein? Wie dürfen Sie so zu mir sprechen? Ist das der Dank dafür, daß ich mir die Mühe machen will, einen zu suchen, der Ihr Kind adoptiert?“

„Ich weiß, was Sie wollen! Seit ich hier im Hause bin, haben Sie nichts anderes gethan, als versucht, mich 'rumzukriegen, daß ich Ihnen erlaube, mein Kind ebenso zu morden, wie Sie diese andern armen, unschuldigen Dinger in den Wiegen da morden.“

„Sie lügen; Sie sind eine freche Person; aber ich werde mich doch mit Ihnen nicht streiten; bezahlen Sie, was Sie mir schulden, und machen Sie dann, daß Sie 'rauskommen; ich will nichts mehr mit Ihnen zu thun haben!“

Esther wurde durchaus nicht so eingeschüchtert, wie Mrs. Spires es erwartet hatte, sie drückte ihr Baby fest an die Brust und sagte:

„Ich habe Ihnen schon bezahlt, was Sie zu bekommen haben. Mrs. Rivers hat Ihnen zehn Schilling für den Doktor gegeben, den Sie nicht geholt haben, also lassen Sie mich gehen!“

„Zawohl, nachdem Sie mich bezahlt haben.“

„Na, was ist denn hier los?“ fragte plötzlich ein großer, rotbärtiger Mann, der eingetreten war. „Hier hat keiner sein Kind 'rauszunehmen, bevor er nicht bezahlt hat. Was fällt Ihnen denn ein? Wenn Sie sich einbilden, daß Sie ruhig hierherkommen können und meine Frau beleidigen, dann haben Sie sich doch recht geirrt.“

„Ich habe Ihrer Frau bezahlt, was ich ihr schulde; Ihr seid nichts Besseres als Mörder; aber mein armes Kind sollt Ihr nicht zu morden kriegen für eine Fünfpfundnote!“ schrie Esther.

„Nehmen Sie die Worte zurück, Sie Frauenzimmer, oder es geht Ihnen schlecht!“ brüllte der Mann und erhob drohend die Faust.

„Hilfe! Hilfe! Mörder!“ schrie Esther verzweifelt ganz laut. Und ehe der Mann sie noch greifen konnte, war sie rasch an ihm vorbeigeschlüpft, aber bevor sie noch einmal schreien konnte, hatte er sie schon fest gepackt. Esther glaubte, ihr letzter Augenblick sei gekommen.

„Daß sie doch laufen, laß sie laufen,“ sagte Mrs. Spires und hielt ihren Mann am Arme fest. „Willst Du vielleicht die Polizei hier 'rein haben?“



„Polizei? Was frag' ich nach der Polizei! Sie soll bezahlen, was sie uns schuldet.“

„Na, laß doch schon gut sein, Tom! Es ist ja nur 'ne Kleinigkeit; laß sie gehen. Nun machen Sie mal, das Sie rauskommen.“ sagte sie zu Esther, „mit so einer wie Sie wollen wir schon gar nichts zu thun haben.“

Mit einem ärgerlichen Ausruf ließ der Mann sie los, und Esther rannte wie beseßten die Stufen hinauf und hinaus ins Freie. Aber die eben ausgestandene Angst tobte noch so stark in ihr, daß der Anblick einiger Betrunknen in einem Wirtshause in der Nähe sie von neuem in Furcht versetzte. Und sie rannte schnell weiter. In der nächsten Straße war ein Droschkenstand, und um den Ausschern aus dem Wege zu gehen, ging sie nach der andern Seite der Straße hinüber. Ihr Herz klopfte zum Zerpringen; ihre Gedanken verwirrten sich, und sie ging und ging eine lange Weile, ohne auch nur zu wissen, wohin ihr Weg sie führte. Endlich fragte sie jemand, wo sie sei, und dabei fiel ihr wieder ein, daß sie gar nicht wußte, wohin sie eigentlich gehen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Thielen Krischans Wasserkur.

Eine OSTERGESCHICHTE aus der Lüneburger Heide von ERILA RIEDEBERG.

Mit dem Großbauern Tietze aus Nigstorf wollte es zum Sterben kommen. Seit bald vier Wochen lag er im Bett und schweißte unter schwerem Aechzen und Stöhnen, es gehe zu Ende mit ihm, „de Geschicht wör ut, keen Dutter un keen Afftheler kunnen mehr helpen.“

Von Ungeduld und Schmerzen gefoltert, war er in der entseßlichsten Laune, die er vorzugsweise mit grimmigem Vergnügen an seinem Arzt ausließ, dessen Vorschriften er mit dem ganzen dem Bauern angeborenen Mißtrauen gegen Aerzte, Apotheker und Advokaten zu umgehen verstand.

„Wenn hei doch nich helpen kann,“ sagte er, als er nach Tagen noch nicht hergestellt war, „wenn 'd doch starwen mußt, denn well 'd ol de poor Dag noch lewen, as mid dat paßt.“

Die verschriebenen Recepte ließ er zwar in der Apotheke anfertigen; aber nachdem er einige Flaschen Medizin vorschriftsmäßig und gewissenhaft eingenommen, ohne sofortige Besserung zu spüren, goß er jetzt die Arznei, bestand sie in flüssiger Form, in weitem Beugen mitten in die Stube, und waren es Pillen, so nahm er jede einzelne in den Mund und spuckte jede einzelne mit böshaftem Grinsen und anerkennenswerthem Gesichts zum offenen Fenster hinaus.

Die Bäuerin ging gedrückt umher, führte bei jeder Anrede den Schürzengipfel an die Augen und erzählte unter Schluchzen:

„Sei wör immer so 'n forschen Kirkl wäsen, de Dod künn öm afflut dat Hart noch nich affstößen. Aberst de Stwulst wör all Dag flimmer, lang duern künn 't nich miehr.“

Und in dieser Ueberzeugung, welche eine baldige Alleinherrschaft für sie in sich schloß, nahm sie sich der Wirtschaft mit solcher Energie an, daß dem Gesinde klar ward, die Genesung des Bauern bedente einen vordem nicht geahnten Vorteil für sie.

Es war am Sonnabend vor dem Osterfest. Der Kranke hatte den ganzen Tag wieder zum Steinerweichen gestöhnt, geschimpft, jedem sich ihm Nahenden jedes seinem Arm Erreichbare an den Kopf geworfen und wieder mal seine einzige Zerstreung darin gefunden, schnurstracks das Gegenteil von dem zu thun, was ihm vorgeschrieben war.

Da fuhr zur Erleichterung seiner geplagten Umgebung der Doktor auf den Hof.

Er kam unerwartet und so rasch in das Krankenzimmer, daß es der Bäuerin nicht gelang, die Reste eines aus Speck, Sülze und Schnaps bestehenden Abendessens vorher beiseite zu bringen. Der erste Blick des Arztes fiel darauf.

Not vor Unwillen trat er hart an das Bett und fragte ärgerlich: „Haben Sie dies hier gegessen? Trotz meines ausdrücklichen Verbotes?“

Tietze wühlte den struppigen, grauen Kopf tiefer in das Kopfkissen. Es sah aus, als kriechte er vor Vergnügen ganz in sich zusammen. Listig blinzelte seine schlauen, kleinen Augen zum Doktor auf.

„Schall 'd mid up mien lehten Dag nich satt eten?“

„Natürlich sollen Sie das. Aber leichte, ganz leichte Kost. Nichts Fettes, nicht stark Gesalzenes, sondern Milch, Eier, Bouillon und Saferischleim. Wie oft soll ich das wiederholen. Ich begreife nicht, Frau,“ wandte sich Doktor Hünze unwillig an die Bäuerin, „wie Sie Ihrem Manne allen Vorschriften entgegen so nachgeben mögen. Wollen Sie mir durchaus nicht gehorchen, so werden Sie freilich bald von seinen lehten Tagen sprechen können.“

Die Frau vergrub wieder schluchzend ihr Gesicht in der Schürze.

Der Bauer falkete die Hände und sagte mit größter Gemütsruhe: „Lat dat Faulen, Mudder, id kann 't nich lieden. Un Sei, min beste Herr, Sei seggt mid nu mol ornlich, wat mid fahlen deiht. Sei

heivt doch in Anfang heruterfunnen, id har 't an de Lebbes; dor kann 'n doch bi eten. Un wegen 'n Reffmetismus in de Been kann 'n ol eten. Wa könnt Sei nu so wat verbeeden?“

„Hören Sie, Tietze, Sie können einen toll machen mit Ihren Einwendungen; aber mit all Ihrer Widerhaarigkeit und Schlantheit kommen Sie bei mir doch nicht durch.“

Tietze kraute sich in den Bartstopfeln, kniff den Mund zusammen und sagte:

„Id möcht blot tweeten, wasör 't egentlich de Dutters givt. Min irste Fru is mid ahn Dutter storten, bi min twee ölsten Kinner har 'd 'n halt, un sei sind ol storten, nu bün id an de Neeg un mußt ol in 't Gras bieten. Dor bruk id keen tau, dat kann 'd ahn Dutter affmalen.“

Doktor Hünze biß sich auf die Lippen.

„Seien Sie vernünftig, Tietze, mit solchen spitzfindigen Redensarten werden Sie die Aerzte nicht aus der Welt schaffen.“

Der Bauer freute sich unbändig über den Unmut des Arztes. „Ne, wohrhaftigen Gott nich,“ lachte er verächtlich, „fück wör 't balde tau eng in de Welt.“

Ernstlich erzürnt begann der Doktor die Geduld zu verlieren.

„Genug jeht von diesen einfältigen Redereien, die ich Ihrem Kranksein zu gute halten will,“ sagte er kurz. „Sie haben mich gefragt, was Ihnen fehlt; ich will es Ihnen nochmals auseinandersehen; befolgen Sie auch ferner meine Verordnungen nicht, so gebe ich jede Verantwortung auf. Die Folgen haben Sie dann zu tragen. Also, Sie sind seit langem leberkrank. Zu dem starken Rheumatismus, durch welchen Ihre Beine angeschwollen sind, ist augenblicklich noch die Gelbsucht getreten, und dieser Krankheit wegen habe ich Ihnen die strengen Vorschriften im Essen und Trinken gemacht. Todkrank sind Sie nicht. Ihre Genesung ist sogar sehr wahrscheinlich, wenn Sie befolgen, was Ihnen verordnet wird. Allerdings werden Sie Ihre Beine in einigen Wochen noch nicht wieder gebrauchen können.“

Tietze hatte den Arzt erst etwas betroffen über den kurzen, nachdrücklichen Ton angesehen, nun murzte er durch die zusammengeblissenen Zähne:

„De Been nich brufen? Denn flaut id wat up 't Väterwarden. Denn lat Sei mid man taufräden mit 't Kurieren. Ne, ne, min gode Herr, as 'n Stück Holt danh 'd nich rümmerliggen in min Hus. Dat will 'd Sei man seggen.“

Er zog die blau und weiß gewürfelte Federbede bis hoch an den Hals und drehte den Kopf nach der Wand.

„Davon ist keine Rede, für immer, sondern nur für einige Zeit, die Sie in Geduld und vernünftigem Benehmen ertragen müssen. Haben Sie den Karlsbader Brunnen regelmäßig getrunken?“

Die Frage blieb vorerst ohne Antwort. Die Bäuerin machte sich verlegen mit den Bettlössen zu schaffen, und der Kranke that, als habe er nichts gehört. Erst auf wiederholte Aufforderung knurrte er:

„Dat oll Dredfram helpt jo nich, wenn 't in deee Wochen nich hulpen hett. So veel Inseihn mött Sei doch heven. Un id will Sei man glieds seggen, de leht Medzin hew id ol nich nahmen. De erst Buddel löst söfteihn Gröschens, söfteihn Läpels vull wören dorin, dat maßt up jeden Läpel eenen Gröschen, un hulpen hett 't vör de Katt. Nu bün 'd fardig mit dissen Dübelsdred.“

Doktor Hünze nahm sich mit Gewalt zusammen, um nicht ein kräftiges Donnerwetter auf den eigenfönnigen, alten Querkopf niederprasseln zu lassen. So leicht wird ein Kranker die Langmut des gewissenhaften Arztes nicht erschöpfen, bei diesem echten Heidebauern aber schien thatsächlich jedes freundlich zurendende Wort übel angebracht.

Er jedoch den Mund zu einer scharfen Entgegnung öffnen konnte, sagte ihn die Frau begütigend am Kodaermel.

„Laten Sei öm nu man bitämen (gewähren), upstunds deiht hei mi doch nig nich. Id well nahsten all taufräden, dat hei ornlich indrinnt.“

Der Doktor machte sich ärgerlich los.

„Na, hören Sie mall! Wie man sich auf Sie verlassen kann, das habe ich gesehen. Also kurz und gut, ich sage Ihnen jetzt mein letztes Wort: Entweder Sie thun, was ich anordne, oder ich komme nicht wieder.“

„Ach, dat deiht ol nich nödig so balde. Von 't veele Koppen kam 'd ol nich up de Been. Wa de Dutter all Dag löppt, dor is meist Rathää an lehten.“

Der Doktor bezwang sich noch einmal.

„Ungerufen komme ich also überhaupt nicht. Merken Sie sich das. Ich habe keine Lust, mich von Ihnen an der Nase herumführen zu lassen.“

Er nahm seinen Hut vom Tisch und ging zur Thür.

Tietze hatte sich sachte wieder nach der Zimmerseite umgedreht.

Seine Augen folgten dem Fortgehenden glühend vor Schadenfreude.

Die Frau stopfte ihm die Dede fester um die kranken Beine.

„Ne, du leivve Lid, Vadder, wat schall 't denn gäwen. In-

drinken mußt Du nu,“ sagte sie innerlich verängstigt.

„Dat well 'd. Giv mid mol furns (rasch) 'n Lütjen up den

Spoh.“

Die Frau schlug die Hände zusammen.

„Stah mid bi, id dörf 't jo nich. Ne, Vadder, Du bringst Dich

reinhäl süllwenst in 't Gras.“

„Wenn 'd mid süllwest dorhen bring, denn ware 'd woll hellschert

god dor liggen. Hal de Röh.“

Sie wagte keinen Widerspruch, sondern holte seufzend die

Stümmelflasche. Der Kranke goß besriedigt ein Glas voll hinunter

und geigte grinsend auf die Brunnensflaschen.



„So, nu geist de Waterbuddeln de Stüen in 'n Drog. Id sup dat Zug nich. Binn min Levdag nich för 't Water in 'n Riem wäsen.“

Er legte sich bequemer zurecht, wobei ihm jede Bewegung ein mühsam unterdrücktes Stöhnen auspreßte, und schloß ermattet die Augen.

Die Frau ging hinaus, in Ställen und Scheunen vor der Nacht nach dem Rechten zu sehen.

Sie fand alles in guter Ordnung.

Thielen Krishan, der langjährige Großnecht, das war ein Mensch, auf den man sich verlassen konnte.

Seit des Bauern Erkrankung arbeitete er für zwei. Sogar sein „Spintisieren“ hatte er fast aufgegeben, sah auch nicht mehr in den Ecken und las allerhand wunderlichen Kram aus Büchern, die er von seines Vaters Bruder, dem verstorbenen Schulmeister des Nachbardorfes, geerbt hatte.

Die Bäuerin wußte genau, was sie an dem treuen, fleißigen Menschen besah, und nun er zu dem dummen „Eimelieren“ keine Zeit mehr fand, war er doppelt brauchbar und anständig.

Auch heute hatte er sein Tagewerk gewissenhaft verrichtet.

Das Vieh lag satt und müde vor den Krippen, die Scheunen, gut verwahrt, standen dunkel da, das Gefinde war zum Teil schon zu Bett gegangen.

Ueber dem ganzen Hof lag jene tiefe, friedvolle Ruhe, wie sie nach harter Arbeit dem kommenden Festtag vorangeht. Nur Thielen Krishan konnte sich noch nicht entschließen, seine Kammer aufzusuchen. Grübelnd sah er in einer Ecke des Grassofes neben dem Schleifstein, auf welchem er eben noch eine Holzart gewetzt hatte. Der Mond kam just über dem Scheumendach herauf.

Nachdenklich, aus Herzensgründe seufzend, blickte Krishan zu der leuchtenden Sichel empor.

„Wenn id 't man blot weeten däb, Risikieren würd id 't an Emm,“ murmelte er.

„Wat weest de nich, Krishan?“ fragte eine tiefe Stimme über den Baum.

Thiele fuhr erschrocken zusammen.

„Du büst dat, Peters,“ sagte er beruhigt, als er den Nachtwächter mit Horn und Pile erkannte.

„Jo! Wat meenst denn? De Dübel?“ lachte der.

„Gott in hogen Himmel, holl doch man de Snut von so wat. 't kann sien, id trieg om noch tau seihn hüt Nacht“, wehrte Krishan in hellem Entsetzen dem als „Jugmacher“ und „Grothals“ bekannten Nachtwächter.

In dessen Augen glimmerten Spott und lustigste Neugier.

Ganz sicher hatte der abergläubische Thiele, der bis oben voll Märchen und Geschichten saß, irgend einen wunderlichen Plan ausgeheckt. Das gab ja einen famosen Spaß, den mal wieder gehörig aufzuziehen.

„Meenst dat?“ fragte er ernsthaft. „Wat heft denn vör, Krishan? Heft om denn würrllich all mol sein?“

Krishan schaute sich ängstlich nach allen Seiten um.

„Hei het mid anpußt,“ flüsterte er geheimnisvoll.

Peters ganzes Gesicht zuckte vor Pläster.

„Wonäben denn, Krishan?“

„Sinner'n Badaben fund he, um as 'd rammerlam, pußt he mid an um kneep ut.“

„Bohrhaftigen Gott? Un du meenst, dut wör he wäsen?“

Thiele nickte ernsthaft mit dem Kopf.

„Hei wör 't. Iskolt bleets min Gesicht um öwern Pudel löp mid 't as 'n Emmer tollt Water. De ganze Nacht het mid gut. Id segg did, dat Hart, dat puder as 'n Lammerstah.“

„Dummerhage, Krishan, swieg still! Mid trupp 't all de Been rup“, tuschelte Peters in gemachtem Schred. „Un hüt Aben, du seggst dor kunn 'r woll wedder pusten?“

Thiele Krishan stand auf und kam ganz dicht an den Baum.

„Id well did wat seggen, Peters, aberst du schäst din leget Mul hollen, so lang as id snaden dauh,“ sagte er leise und entschlossen. „Du weest, wa krank de Buer is. Dukters und Aftthelers helpt om nich, tantig un wedderbosfig is hei man eenmal, lang kann 't nich duern, denn geist hei um de Ed. Ku weest id wat, dat woll helpen kunn,“ fuhr er noch leiser fort, „hür tau, hüt is doch Ofternacht, un vör lange Tid, dor heiv id mol läsen in 'n Book, wenn 'n in de Ofternacht kloek twölwen stillwiegend an 'n sleitend Water geist un schöppt dor 'n Emmer voll, denn ward allens bäter, wa man 't för bruten deht.“

Nachtwächter Peters trat vor Vergnügen von einem Bein auf das andre.

Das ward ja noch viel schöner, als er sich vorgestellt hatte.

„Wa hast denn de Book?“ fragte er in geheimnisvoll gedämpftem Ton.

Krishan kratzte sich den Kopf.

„Id kann 't nich finnen. In 't Kuffert un in 'n Schapp is 't nich. Id glöw, id heiv 't mol utlehn. Aberst behollen heiv 'd 'n Bers, de 'n dorbi spräten mutt. Sleitend Water un kloek twölwen un stillwiegend schall 't wäsen, dat weicht id allens. 't is blot de salermentische Sal, de Dübel is dor mit in 'n Späl, un alleen teu 'd 't mi reinhal nich.“

Er sah traurig und unruhig vor sich hin.

„Den Dunner ol, nee, hei kunn jo wedder pusten,“ sagte Peters ernsthaft.

„Jo, jo, dat is nu so 'n Sal,“ fuhr er wie überlegend fort, „aberst id well did wat seggen, Krishan, id gah mit. Id well 't did tau Gefallen dhann, alle Vengel. Twee Rammskicks hevt doch

miehr Kurafsch. Dreebärtel up twölwen kam 'd hier wedder vörbi denn pah up un heiv de Emmer perat.“

Krishan nickte dankbar mit dem Kopfe.

„Is rechd, Peters. Slapen dauh 'd nich, id töw hier up de Stah.“

(Schluß folgt.)

## Kleines feuilleton.

— Goldwäscher auf der Schüttinsel. Wenigen dürfte es bekannt sein, daß im Sande der Donau in Ungarn auch heute noch Gold gesucht wird. Es sind, schreibt die „kölnische Zeitung“, besonders einige Bewohner der Gemeinde Asbány im Komitat Raab, die dies wenig einträgliche Geschäft betreiben. Sie bestizen noch von der Kaiserin Maria Theresia her das Recht, die Donau zu diesem Zwecke von Linz bis Gran zu befahren, und einige machen von diesem Recht auch Gebrauch. Die Goldwäscher fahren im Frühjahr und Herbst bei niedermem Wasserstand auf der Donau auf und ab und suchen die aus dem Wasser hervorragenden Sandbänke auf. Zunächst überzeugen sie sich durch eine Prüfung des Sandes mit blohem Auge, ob sich im Sande Goldkörnchen befinden. Ist das Ergebnis günstig, so stellen sie ihre Waschanst auf, die aus einem schiefen Brett besteht, worauf ein grobes Tuch ausgespannt ist. Auf dieses Brett geben sie eine Schaufel voll Sand, dann gießen sie so lange Wasser darüber, bis der Sand abgewaschen ist und nur die feineren Sandkörnchen im Tuch hängen bleiben. Wenn sie dies eine Zeitlang fortgesetzt haben, waschen sie das Tuch in einem Sammelbecken aus. In diesem lagert sich der Staub am Boden nieder. Zu Hause mischen sie den Sand mit Quecksilber und kneten diese Masse solange durch, bis das Quecksilber alles Gold aufgenommen hat. Dann lassen sie das Quecksilber in einem eisernen Kessel verdunsten und erhalten ein Goldklümpchen von der Größe einer Linse oder einer Erbse. Das Ergebnis ihres Tagewerkes ist ein Goldgewinn in der Höhe von 1/2—1 Gramm, im besten Falle 1 1/2 Gramm. Das Gold wird vom Raaber Soldeinlösungsamt um 220—240 Kronen für das Gramm angekauft. In früheren Zeiten wurde das Goldwaschen viel eifriger betrieben. Dafür zeugen zahlreiche Volkslieder und Sprüche, der Umstand, daß die Insel Schütt im Volksmunde den Namen Goldgarten führt, aber auch der Name der Gemeinde Asbány (Asbány heißt auf deutsch Mineral). Die Donauregulierung läßt jedoch die Sandbänke immer mehr verschwinden, so daß das Geschäft bald ganz eingestellt werden wird. —

k. Die ältesten japanischen Tempel. „Japan im Lichte seiner bildenden Kunst“ ist der Titel einer eingehenden Studie, die A. von Janson im Aprilheft der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht und in deren erstem Teil er an den Denkmälern der Baukunst das eigenartige, von dem europäischen so verschiedene Schönheitsideal des Japaners veranschaulicht. Die ältesten Denkmäler japanischer Baukunst sind die Heiligtümer des Shintoismus, der japanischen Religion, die ursprünglich ein Kultus der Naturkräfte ist, der sich allmählich zur Verehrung von Myriaden von Göttern gestaltete. Die ältesten dieser Heiligtümer befinden sich in Kaitu und Geku in der Provinz Ise an der Ostküste der Hauptinsel Honshu. Die Japaner nehmen für sie ein Alter von annähernd 2000 Jahren in Anspruch; aber da Holz als Baumaterial einen übermäßig langen Bestand der Gebäude ausschließt, werden sie nach alter Vorchrift alle zwanzig Jahre erneuert, angeblich genau nach dem ursprünglichen Muster. Die Tempel verjüngen sich so wie die Niesenbäume des Waldes, in dem sie stehen und aus deren Holz sie gebaut werden. Ihr enges Verhältnis zur umgebenden Natur ist die beste Veranschaulichung des hoch entwickelten Natursinnes der Japaner und der Grundlage der heute noch bestehenden Beziehungen zwischen Natur, Religion und Kunst. Ihre Anlage ist von ungewöhnlicher Einfachheit. Wenn man sich von Yamada nach dem Kaitu-Tempel begiebt, der der Sonnengöttin Amaterasu geweiht ist, hat man zunächst auf einer langen Brücke den Vergstrom Judzu zu überschreiten, in dessen kristallklarem, grünlichem Wasser die zahlreichen zur heiligen Stätte wallfahrenden Pilger sich reinigen. An beiden Enden der Brücke stehen Torii, jene schon von weit her den Weg zu einem Shinto-Tempel anzeigenden, meist aus Holz, mitunter aus Stein, seltener aus Bronze gefertigten Thore einfacher Form: zwei Pfähle, auf denen zwei horizontale Querbalken, der obere überragend, ruhen. Ueber einen weiten Vorplatz, auf dem, wie es jetzt Sitte ist, Tropfhäfen aus dem chinesischen Kriege Aufstellung gefunden haben, gelangt man in einen heiligen Hain von himmelhohen, kerkengerade gewachsenen Hinokibäumen, einer Zypressenart, die nebst den noch mächtigeren Kryptomerien das Baumaterial für den Tempel liefert, Kampfereichen und außerordentlichem Umfange mit breiten Kronen, immergrünen Eichen und andren Baumriesen. An einigen Tempeln von geringerer Bedeutung vorbei führt der Weg zum Heiligtum, das nur Priestern und Mitgliedern des Kaiserhauses zugänglich ist. Die profane Menge erhält nur in das äußere, doppelt umgürtete Gehege Zutritt und ist durch abermals zwei mächtige Bäume vom inneren Raum getrennt, in dem sich der Tempel und seine Nebenbauten befinden. Es sind verhältnismäßig kleine Gebäude von rohem, nur geglätteten Holz, in der Form einfacher Hütten, die durch Pfähle etwas vom Erdboden abgehoben sind; der Haupttempel ist mit einer Galerie umgeben, und zu seinem fast immer verschlossenen



Eingänge führt eine Treppe. Kein Schnitzwerk schmückt das schöne, affreie Holz; der einzige Fierat ist ein starker Beschlag mit Goldblech an den Hölzern des Dachfirsts, der im Sonnenglanz einen starken Gegensatz zu dem übrigen Material bildet. An den Giebeln des mit Stroh gedeckten (nicht geschweiften) Daches ragen nämlich Latten über, ähnlich den Pferdeköpfen der niederländischen Bauernhäuser, und auf dem First liegen Querkölzer, annähernd in der Form von Cigarren. Diese Anlage ist, wie der Verfasser betont, derartig, daß sie auf einem freien Plage kaum wie ein Heiligtum wirken würde, während sie in dem Walde weißvoll erscheint. Das ist Bezeichnend für das altjapanische Heiligtum, das erst durch sein Verhältnis zur Natur ein Kunstwerk wird; in dem Einwirken auf die Stimmung durch Einfügen in die Natur liegt die Größe der japanischen Tempelbaumeister. Das auffallendste Beispiel für die Ausnutzung der Landschaftsstimmung zur Schaffung eines Heiligtums befindet sich gleichfalls in der Provinz Ise, nicht weit vom Raiku-Tempel und dem ihm sehr ähnlichen zu Geku. Nicht weit vom Badeort Futami sieht man im brandenden Meer zwei Felsen, Meoto-Iwa oder „Mann und Frau“ genannt. Der größere trägt auf dem Gipfel ein Torii, und beide sind durch ein starkes Strohseil mit herabhängenden Büscheln verbunden. Abgesehen davon, daß das Seil hier vielleicht symbolisch und poetisch als Band zwischen Mann und Frau aufzufassen ist, sieht man es überall an heiligen und andren Stellen zum Schutz gegen böse Geister, selbst an heiligen Bäumen. Vom Ufer, an dem ganz kleine Torii, wie Kinderspielzeug, und winzige, einfache Schreine auf die Heiligkeit jenes Ortes hinweisen, und wo man dauernd Andächtige beten sieht, kann man zu bestimmter Jahreszeit die Sonne gerade zwischen jenen Felsen aufgehen sehen. Poesie und Malerei bis zu den einfachsten für die Pilger bestimmten Holzschnitten haben sich dieses Motives bemächtigt und das Ansehen jenes Ortes gesteigert. Hier genügt also die glückliche Auswahl eines romantischen Stückes Natur, dem die Kunst nur einige Pfähle mit Querkölzern und ein Strohseil angefügt hat, zur Schaffung eines der vollstimmlichsten und gefeiertsten Heiligtümer. Mit dem Eindringen des Buddhismus nahmen dann auch die meisten Shinto-Tempel mehr oder weniger die jener Religion eignen Bauformen an. —

**Medizinisches.**

ss. Neue Forschungen über eine Ursache plötzlichen Todes. Es kommt immer noch gar nicht so selten vor, daß ein Mensch plötzlich stirbt, ohne daß eine bestimmte Todesursache erkennbar wäre. In den Fällen, wo zwar gewisse krankhafte Veränderungen festgestellt werden können, ist es doch nicht immer möglich, sie in den richtigen Zusammenhang mit dem tödlichen Ausgange zu setzen. Keine Form des plötzlichen Todes hat in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit der Ärzte derart in Anspruch genommen, wie diejenige, die mit einer Schwellung der sogenannten Thymusdrüse verbunden ist. Die Thymusdrüse ist eine langgestreckte Drüse, die hinter dem Brustbein liegt und sich etwa von der unteren Spitze des Herzens bis gegen den Hals hinzieht. Eine besondere Eigentümlichkeit dieses Organs ist seine allmählich fortschreitende Verkümmernng mit zunehmendem Alter des Menschen. Wenn diese Drüse nicht ihren normalen Rückgang erleidet, sondern im Gegenteil eine Vergrößerung erfährt, so sprechen die Ärzte von einem thymischen Zustand (status thymicus) und erblicken darin nach den neuen Erfahrungen eine gewisse Gefahr für den betreffenden Menschen. Dr. Blumer hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Aufklärung dieser Verhältnisse auch noch eine besondere Bedeutung mit Rücksicht darauf erhält, daß plötzliche Todesfälle den Verdacht eines Verbrechens hervorrufen können. Diese krankhafte Anlage besteht häufig gemeinsam mit andern körperlichen Fehlern, beispielsweise mit englischer Krankheit, Epilepsie und Basedowischer Krankheit, aber diese Verbindung wird als eine zufällige betrachtet. Dr. Blumer hat selbst eine Reihe von Todesfällen aus der angegebenen Ursache und außerdem alle sonst in der ärztlichen Literatur aufgeführten gleichartigen Fälle studiert. Er hält es danach für wahrscheinlich, daß auch dies Leiden einen bakteriologischen Ursprung habe, der aber noch nicht aufgeklärt sei. Professor Valtaus in Wien hat erkannt, daß die Vergrößerung der Thymusdrüse im wesentlichen nur ein Teil einer allgemeineren Erscheinung ist, die in einer Wucherung des Lymphsystems auftritt. Bei Erwachsenen ist damit oft noch eine Erweiterung des Herzens und der Aorta verbunden, wie sie Virchow bei bleichsichtigen Personen beschrieben hat. Die am thymischen Zustand Leidenden sind äußerlich zu erkennen an der blassen durchscheinenden Hautfarbe, teigigen Gesichtszügen und ziemlich auffallenden Fettsüßen unter der Haut. Oft sind außerdem Anzeichen von englischer Krankheit oder Stropheln vorhanden und Vergrößerungen der Lymphdrüsen am Halse und in den Achselhöhlen, ferner eine Schwellung der Mandeln und ihrer Umgebung sowie Wucherungen in den Drüsen der Nase und des Schlunds. Die Milch ist häufig sichtbar geschwollen. Trotz dieser Merkmale scheinen sich die meisten Kranken dieser Art einer vollkommenen Genesung zu erfreuen, bis sie ganz plötzlich sterben. Dr. Blumer hält es für sicher, daß viele Kinder, die angeblich als Opfer der Erstidung im Bett durch unvorsichtige Mütter gestorben sind, tatsächlich durch jenes Leiden zu Grunde gegangen sind. Bakterien sind bisher in der vergrößerten Thymusdrüse nicht gefunden worden. Man kann vorläufig nur annehmen, daß der Ausgang der Krankheit auf einer noch geheimnisvollen Blutvergiftung beruht. —

**Technisches.**

— **Hohlmauern.** Vielfach — in großen Städt. Abzuzug  
 selten — legt man die Umfassungsmauern des Hauses  
 mauern, d. h. als zwei schwache durch eine Luftschicht getrennte  
 Mauern an. Die Ansichten über den Wert dieser Bauweise sind sehr  
 verschieden. Während auf der einen Seite behauptet wird, daß  
 Neubauten mit hohlen Außenmauern rascher ausrodneten und daher  
 früher bezogen werden könnten, als Neubauten mit massiven  
 Mauern, daß Hohlmauern die Räume des Hauses im Winter warm,  
 im Sommer kühl hielten und die so gefürchteten Ausblühungen des  
 Mauerwerkes nicht aufwiesen, weil sie die Ausblühungen nach dem  
 Hofraum zu austreten ließen, also den Wänden entzögen, — haben  
 andre von diesen Vorteilen nichts wahrgenommen. Dr. S. Schmidt  
 in Herfeld schiebt die schlechte Bewahrung lediglich auf die ge-  
 ringe Dicke des Luftraumes, die mindestens 10 Centimeter betragen  
 soll. Ist sie geringer, so häufen sich auf den zur Verbindung der  
 zwei Mauern dienenden Steinen, den „Bindern“, Sattel von Mörtel  
 auf, die von Mauer zu Mauer gehen und ebenso viele Brücken für  
 die Feuchtigkeit bilden. Die Verbindung der beiden mindestens  
 10 Centimeter von einander entfernten Mauern ist vielmehr durch  
 verzinkte Eisenanker zu bewirken. Ist die Grundfeuchtigkeit sorg-  
 fältig am Aufsteigen verhindert, so werden sich selbst bei sehr mittel-  
 mäßigen Fiegeln keine feuchten Stellen und keine Ausblühungen am  
 Mauerwerk zeigen. — („Technische Rundschau“.)

**Humoristisches.**

— **Vorsichtig.** „Also Billy, wenn Du schön artig bist, bring' ich Dir das nächste Mal beide Hände voll Bonbons mit.“  
 „Zeig' mal Deine Hände, Tante!“ —  
 — **Aufrichtiges Zugeständnis.** „Tadelnden Kritikern sprechen Sie wohl überhaupt jede Veredigung ab.“  
 „Keineswegs — sofern sie Kollegen betreffen!“ —  
 — **Wörtlich.** Frau des Reisenden (die ihren Gatten auf einer Geschäftstour begleitet hat): „Hast Du lange in diesem Hause zu thun?“  
 „Bewahre; in fünf Minuten werde ich wieder in Deine Arme fliegen!“ —  
 — **Vorgebeugt.** „Über Männchen, wo willst Du denn so spät noch hin?“  
 „Ach — ich will nur schnell einen Brief zum Kasten bringen — aber weißt Du, Emilie: Du brauchst deshalb nicht morgen mit dem Frühstück auf mich zu warten.“ („Lustige Blätter.“)

**Notizen.**

— Von August Strindberg erscheint im April ein neues Werk „Das gothische Zimmer“; die Arbeit bildet eine Fortsetzung des „roten Zimmers“.  
 — Die Freie Volksbühne führt am Sonntag, den 3. April, zum erstenmal ein dreiatiges Schauspiel von Bernhard Shaw auf, welches bisher noch nicht ins Deutsche überfetzt war. Es heißt „Frau Warrens Geschäft“. Das Werk gelangt in der Vorstellung der Freien Volksbühne überhaupt zum erstenmal zur Aufführung.  
 — Der Villetverkauf im Opern- und Schauspielhaus beginnt vom 1. April ab um 10<sup>1/2</sup> Uhr vormittags.  
 — Einen Theaterandal erregte Bedekinds Tragödie „Die Wüchse der Pandora“ in einer von der Dramatischen Gesellschaft veranstalteten Aufführung im Münchener Schauspielhaus. Das Stück wurde ausgepiffen und ausgezifft.  
 — „Le Mirage“, eine dreiatige komische Oper von Kanroff und Voucheron, Musik von Bessard, ist vom Theater des Westens zur Aufführung angenommen worden.  
 — Einen Preis von 1050 M. schreibt der Ludwigsche Musikverlag (Stuttgart) in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ aus. Gefordert wird eine einaktige Operette (oder Singpiel) mit deutschem Libretto. Letzter Einlieferungsstermin ist der 30. Juni.  
 — Ein großer Sonnenfleck ist seit einigen Tagen am Ostrand der Sonne sichtbar. Sein Durchmesser beträgt, nach der „Frankfurter Zeitung“, etwa den 70. Teil des Durchmesser der Sonnenscheibe, er ist also anderthalb mal so groß wie die ganze Erde. Während dieser Fleck schon dem geschulten Auge mit einem Opernglas sichtbar ist, zeigt ein kleines Fernrohr noch eine andre Gruppe von fünf Flecken bereits westwärts von der Mitte der Sonnenscheibe sowie einen größeren Fleck unterhalb des erstgenannten.  
 x. **Vereschleppte Eisenbahngüter.** Bei der von den deutschen Eisenbahnverwaltungen in Berlin eingerichteten Güterausgleichsstelle werden jährlich nicht weniger denn 26 000 Frachtstücke als herrenlos gemeldet. Hiervon können nur 12 bis 15 000 Stück den rechtmäßigen Eigentümern wieder zugeführt werden, während der Rest dem zwangsweisen Verkauf verfällt. Die Zahl der Güter aber, die vor ihrer Ankunft am Bestimmungsort infolge ungenauer Signierung verschleppt werden, die also eine Transportverzögerung erleiden, ist noch viel größer; sie muß auf nicht weniger denn 700 000 bis 800 000 Frachtstücke jährlich berechnet werden. Der Grund dieser unangenehmen Erscheinung ist darin zu suchen, daß viele Frachtstücke ungenau oder schlecht signiert und auch nicht selten unzureichend verpackt werden. —